



A b e n d =

Z e i t u n g.

20.

D i e n s t a g , a m 24. J a n u a r 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung und gedruckt in der Gärtner'schen Buchdruckerei.  
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell).

### Tages Arbeit, Abends Gäste.

Als zu Michael 1797 der überaus reich und herrlich ausgestattete dritte Schiller'sche Musenalmanach erschien, (den Alle lasen, welche lesen konnten) war man überall sehr erfreut, ja entzückt über Göthe's Gedicht „der Schatzgräber“, und es ist bemerkenswerth, wie besonders der ehrlich-einfache und doch so sinnreiche Schluß desselben im Gedächtniß sämtlicher Leser zurückblieb:

„Tages Arbeit, Abends Gäste,  
Saure Wochen, frohe Feste“  
Sey Dein künftig Zauberwort.

Es zeigte sich wirklich zauberisch und ward sprüchwortlich, was in Deutschland viel sagen will. — Und doch war es wieder sehr natürlich, denn es muß ja wohl für jeden angenehm seyn, von einem großen Dichter das anerkannt und gelobt zu sehen, was er stets als gute Sitte betrachtet hat. Und wie alt war diese Sitte! Vermuthlich gerade so alt als das Deutschland, von dem wir etwas ahnen; nicht aber bloß vermuthlich, sondern ganz gewiß so alt als das Deutschland, von dem wir etwas wissen. Die Natur selber sprach hier so deutlich, daß wir ihr nicht widerstehen konnten und auch nicht widerstehen wollten.

Der Morgen mit seiner schönen erfrischenden Kraft ruft alles was lebt zur Arbeit, und zwar, eben weil er die Kraft neu erfrischt hat, zum Genuße der Arbeit. In der Morgenfrühe darf man dem Verstande, der Ver-

nunft, dem Gedächtnisse u. s. w. viel zumuthen, und es ist, als wenn sich diese Geisteskräfte dann besonders gern viel zumuthen ließen. Dasselbe gilt von körperlicher Anstrengung, von der Erweiterung technischer Geschicklichkeit und mechanischer Thätigkeit. Alle diese Regsamkeit nimmt Aurora, und nach ihr Apoll in seinen besondern Schuß. Der Mittag führt die Menschen und Familien, welche die Arbeit in Beziehung auf den Raum zerstreut hatte, wieder in engere Kreise zusammen, und man erfreut sich der schönen Gewährung der vierten Bitte, denn es geschieht nunmehr nicht bloß dem Leibe sein Recht, sondern fröhliche Tischgespräche zeigen, daß hier nicht Thiere, sondern Menschen ihre Nahrung zu sich nehmen. Gleich nachher erscheint die seltsam mystische Panzeit, über die Jean Paul in den „Flegeljahren“ das Beste gesagt hat. Draußen im Freien dauert sie fast eine Stunde; im Familienzimmer oder Schlafstübchen oft nur eine Viertelstunde oder auch nur wenige Minuten. Es ist darüber nichts genau zu bestimmen, nur möge diese Zeit nicht ganz überschlagen oder ignoriert werden.

Der Nachmittag, den, wie billig, der mild erregende Kaffee einleitet, hat dann wieder seine ganz eigenen Reize bei wechselnder Arbeit und Spazierengehen, bis endlich der Abend kommt und mit der Dämmerung neue erquickliche Poesie hernieder thaut. In diesem Elemente erscheinen dann auch die willkommenen Freunde und Freundinnen, der wohlmeinende und trotz seiner Ueberühmtheit doch bescheiden bleibende Better Michel, der vornehm, etwas französisch gebildete Cousin Louis, der stattliche, tannenähnlich

aufgeschlossene Vicentiat Heinrich, der sich aber gern Harry nennen läßt, weil seine Wäsche, Kleidung und Geschmack durch einen vierwöchigen Aufenthalt an der Themse neu gewaschen und gebildet worden sind, der wichtig lächelnde Secretair Sigismund, dessen Bildung eine gewisse interessante Unentschiedenheit hat, weshalb er auch — wie etwa ein Mann mit allzureicher, die Wahl erschwrender Garderobe — alle Tage mit den Farben der ästhetischen und moralischen Cultur wechselt. Als Norweg — beiläufig gesagt — Sardinier, Illyrier, Moldauer leistet er sogar etwas historisch Wichtiges, und selbst die provinziellen Nuancirungen gehen ihm ziemlich von Statten. Nur der Deutsche will ihm noch nicht recht gelingen, doch läßt sich von der Zukunft auch in dieser Hinsicht Vieles hoffen. — Genug, es kommen lauter mehr oder minder willkommene Leute, die bald mit Ernst, bald mit Scherz zu genießen sind, und wenn dann gegen elf Uhr noch ein gutes Lied erklingt, so hat der Abend sein Recht empfangen und man darf sich zufrieden zur Ruhe legen.

So sieht es aber heut zu Tage nicht überall mehr aus. Viele Tausend Menschen, reiche und arme, rohe und zarte, haben durchaus keine Lust mehr, Tages zu arbeiten; auch nicht Vormittages mehr. Nun ist aber doch der Tag mit seinen vier und zwanzig und der Vormittag mit seinen etwa sieben Stunden vorhanden, und will platterdings durchlebt seyn. Wie machen wir das? Das Frühstück, die Zeitungen und das sich Ankleiden nimmt doch höchstens anderthalb Stunden hinweg. Was dann? Wir gehen spazieren oder machen Visiten. Wird das Erste durch reine Lust oder durch unsere schwache Gesundheit veranlaßt, wer wollte dann etwas dagegen einwenden? aber mit den Morgenvisiten hat es doch seine Bedenklichkeit. Es ist wahr, wir sind bekanntlich höchst geistreich und dürfen uns auf die zauberische Macht unserer Rede und Unterhaltungsgabe wohl verlassen. — Wir sind, mit Einem Wort: überaus lebenswürdig und können deshalb alles wagen. Und säße der Freund bis über das Hirnhaar in Akten oder Exercitienbüchern, die er corrigiren muß; er wird uns immer freundlich empfangen, aber ein bißchen ängstlich sieht er doch immer dabei aus, ja es giebt recht brave Leute, die, wenn ihr sie Vormittags mit dem feinsten Witze und den köstlichsten Anekdoten überströmt, eine Miene machen, als wollten sie mit dem gesegkundigen Bürgermeister antworten: „Wieder auf besagten Hammel zu kommen“ oder — als für die Latinität der Schüler besorgte Collaboratoren: „Mit dem *utor, fruor, potior, vescor* hapert es doch bei Manchen noch immer!“ — Was würden aber diejenigen Leute für verklärte Bonnegesichter machen, gäben wir ihnen diese poe-

tischen Lustfeuerwerke am stillen Abend nach der gethanen Arbeit.

Wir fühlen diesen Mangel auch wirklich und suchen ihn zu ersetzen durch die elegantesten Mittagsfeten. Nachdem wir endlich den langen Vormittag mit Hin- und Herrennen und Conversiren glücklich durchgemacht haben, blicken wir uns um, gehen oder fahren ermüdet und schaufrirt gegen drei Uhr zu Tische, und können von Glück sagen, wenn wir gegen vier wirklich zur Tafel gelangen. „Mittag um vier Uhr!“ das will sich zwar nicht recht reimen und quadriren, doch sind wir einmal an diese Umkehrungen der Zeiten seit einigen Jahrzehnten gewöhnt. Länger ist es (in Deutschland wenigstens) nicht her, denn so viel wir wissen, speisten unsere Vorfahren, seit Hermann's Waldschlacht, Mittags wirklich zu Mittag, was jetzt ordentlich komisch klingt. — Setzt sich nun eine heutige gepuhte Gesellschaft endlich zu Tische, so sieht sie meistens etwas kränklich, verdrüßlich und wie überwacht aus, denn was wir auch sagen mögen, der Magen, dieser lästige Geselle und frère terrible, hat sich in seiner abgeschmackten Altmodigkeit, die er aber für Natürlichkeit ausgiebt, noch nicht recht an die neue Zeit gewöhnt. Um so mehr bedarf er ganz apparter Reizungen, über die wir nicht näher reden wollen, da wir dabei wohl gar nicht bloß ernsthaft, sondern fast ein wenig unmuthig werden könnten. So viel ist gewiß, daß während ein Gericht das andere jagt, selbst das trefflichste Kochkunstwerk nicht sonderlich genossen wird, und an Labung durch Conversation ist auch noch lange nicht zu denken, da das Niagara-Geräusch der aufwartenden Diener und das kriegerische Geklirr der stets wechselnden Teller das Bienengesumme der bis jetzt nur zum Essen und nicht eben zu Worte kommenden Gesellschaft übertönt. Endlich kommt es wirklich zur Rede, denn der Wein verlangt nun einmal schlechthin die rhetorische Uebung. Sind aber die Deutschen überhaupt nur sehr selten dialogische Naturen, so sind sie es noch seltener Mittags, wohl aber zeigen sie sich meistens als überlaute Monologenisten. Der Eine beginnt seinen Spruch, wird aber von dem Zweiten unterbrochen, bis der Dritte ihn überrascht und der Vierte den Fünften packt und mit einer Schakalstimme verkündet, „daß die Macht des Selinden groß sey.“ Das kreischende Gewieher des Sechsten will sich mit dem Gebell und Gebrumme des Siebenten und Achten nicht wohl vertragen, so daß der etwa lebenswürdige Neunte, Zehnte und Elfte mit ihren sanften und wohlklingenden Stimmen gar nicht durchdringen können, und bald mit lächelnder oder wehmüthiger Ironie und Resignation sich in Schweigen hüllen und bloß noch den wüsten Graus mit

ansehen. Ohne Zweifel würden jene unerfreulich Tofenden auch in Abendgesellschaften keine sehr angenehme Rolle gespielt haben, indessen ist der Unterschied nicht gering, denn die Abendstunden haben nun einmal etwas Sänftigendes und Milderndes, und man findet wirklich Beispiele, daß um diese Zeit einer den andern hat zu Worte kommen lassen. Ich erinnere mich recht wohl, daß man einst in \*a\* so glücklich war, einen sehr berühmten Dichter bei einer großen, ihm zur Ehre (!) veranstalteten Mittagsfete zu haben, und daß sich wenigstens zwanzig Männer und Frauen unendlich der Hoffnung freuten, ihn doch einmal reden zu hören, man hörte ihn aber nicht, denn ein paar auserlesene Schreier übernahmen die Unterhaltung, und da er resignirend schwieg, wurden sie immer feuriger. Erst als der treffliche Poet sich entfernt hatte, kamen jene von ihrer hyper-bacchischen Begeisterung zurück und klagten nun selbst, daß sie jenen so wenig gehört hätten. Einige verdrüsslich gewordene Männer und Frauen aber klagten nicht bloß, sondern schalteten mit Recht und versicherten ungenirt, sie seyen eben nicht hierher gekommen, um die ihnen bereits genugsam bekannte Suade jener Herren zum hundertsten Male zu vernehmen, sondern um sich an der heiteren Gegenwart und Mittheilung des Dichters zu erfreuen. Am Abend, der, wie gesagt, in der Regel doch etwas Stilleres habe, würde solche Ungebühr, wenigstens nicht in dem Maße, vorgefallen seyn.

Steht nun eine solche Gesellschaft gegen sieben oder acht Uhr auf, was soll sie dann mit dem nun wirklich beginnenden Abende anfangen? Sie ist ermattet, ermüdet, vielleicht verdrüsslich und recapitulirt die unangenehmen Redensarten des Cousins und die satyrischen Anspielungen der Cousine, und bedauert, daß ihm erst jetzt die gehörigen witzigen Antworten einfallen; — arbeiten kann man nicht wohl mehr, zum Zubettegehen ist es noch viel zu früh, und der Feierkasten auf der Straße, wenn er etwa aus dem „Jahrmarktsfeste von Plundersweilen“ das monotone „Orgelum Orgelei Dubeldumdei“ ertönen ließe, würde recht satyrisch klingen.

Ich weiß recht wohl, daß es auch sehr heitere und erfreuliche Mittagsgesellschaften giebt, dennoch möge die bescheidene Frage erlaubt seyn, ob sie, auf den Abend verlegt, nicht meistens noch erfreulicher sich würden gestaltet haben. Ich wiederhole ferner, ob es nicht wenigstens ein bedenkllicher Umstand sey, daß alle frühere Deutschland angehende Jahrhunderte die Zeit anders eintheilten, und z. B. ein großes Mittagsfest zu den Seltenheiten und Abweichungen von der Regel rechneten.

Und nun endlich die Feste, die Götter froh haben will, und die ehemals meistens wirklich froh waren! —

Sind sie es jetzt? In den meisten Familienkreisen, besonders bei den sogenannten Vornehmen werden die Feste gar nicht mehr gefeiert, weder kirchlich noch gesellig, man findet auch wohl das Volksgewühl an den öffentlichen Orten lästig und verlegt überhaupt nicht gern mehr eine Feier auf die Feiertage, ja es giebt Viele, die geradezu behaupten, das sey „gemein“. — O wenn ihr doch wüßtet oder auch nur entfernt ahnetet, was ehemals ein Festtag bedeutete, und wie er bereits durch den stilleren Sonnabend-Abend eingeleitet wurde! Der Gewerbs- und Handelsmann, der Lehrer und Schüler war dann mit der Wochenarbeit fertig, die häusliche Geschäftstätigkeit, die sich am Morgen und Nachmittage des Sonnabends zu vergrößern pflegte, war nun ganz geendigt, und man sah — bei einer gewissen, nicht unangenehmen körperlichen Ermüdung — mit geistiger Frische und Liebe auf die vergangene Woche zurück. Alles war so gelind, so leise, so heiter fromm, und auch der Schlaf in der Nacht zum Sonntage schien noch behaglicher und erquickender als sonst. Und nun der Sonntag selbst! wie weckte das harmonische Geläute der Glocken so sanft erregend auf, wie erschienen die Zimmer und die Familie und die Freunde, die sich in ihnen bewegten, so neu, welsch ein geräuschloses und doch so lebendiges Leben auf den reinlichen Straßen, wie sauber, ja wohl glänzend und geschmückt die Leute, alle nach ihrer Weise; und selbst die Ärmsten sahen stolzer und kräftiger aus, da der Feiertag ihnen einen höheren Pulsschlag und eine sinnvollere Bescheidenheit gegeben hatte. Es bedurfte nur eines mäßigen Grades von Phantasie, um die Sonntagsscene in ganz besonderer Anmuth zu erblicken, und doch mag selbst dieser mäßige Grad heute schon zu den Seltenheiten gehören, weshalb wohl auch Einige mich nicht verstehen werden, wenn ich behaupte, daß eine solche Sonne auch dann noch leuchtete, wenn der Himmel trübe war. Man fand ihn nicht trübe, und so war er es auch nicht.

Ich könnte noch viel erzählen von den verschiedenartigen, stets erfreulichen Farben der Festtageszeiten, und wie doch wieder die verschiedenartigen Töne des Sonntags Morgens, Mittags, Nachmittags und Abends so rein in einander strömten. Oben am Himmel der sanfte Friedensbogen und auf der grünen frischen Erde fröhliche Musik. — Doch es sey genug. —

Es ist nur ein kleines Gedicht dieser Götische „Schlaggräber“, aber es hat viel Balsam; und der schöne Knaube, der die volle Schale trug, von deren Glanz die schwarze und stürmische Nacht augenblicklich heller ward, spricht uns Allen freundlich zu:

„Trinke Muth des reinen Lebens“ u. s. w.  
Wer nähme so freundliche Belehrung nicht gern von ihm

an? Auch dann, wenn er sagen dürfte: Ich kenne dich und hatte dich stets.  
Franz Horn.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Correspondenz-Nachrichten.

Aus Darmstadt.

[Schluß.]

Es ist leider überhaupt ein großer Mißstand der Ausführung, welcher sich bei keinem Theater findet, daß die Zwischenacte von nicht zu ertragender Länge sind; — 20 ja 25 Minuten, und das bei einem Theater, wo der Raum ungewöhnlich groß, die Maschinerieen vortrefflich sind. Die „weiße Dame“ spielte beinahe vierthals Stunden, von halb 7 bis gegen 10 Uhr; von „Robert dem Teufel“, welchem schon alle Kutscher und Köchinnen das Teufelholen angewünscht haben, gar nicht zu reden! — Fragt man, „warum?“ so schiebt Jeder die Schuld auf den Anderen, spricht bedenklich von Bedenklichkeiten, Zögerungen, Gewohnheiten aller Art. Die Verwaltung scheint oligarchisch, wo nicht gar republikanisch, statt monarchisch; der energische, durchgreifende Wille eines Directors, welchem die rasche That folgt, fehlt! Ist man auch nicht gesonnen, nach dem Interesse des Publikums zu fragen, so wäre doch das Interesse der Theaterkasse zu berücksichtigen. Dieser ökonomischen Dame kann es nicht gleichgiltig seyn, daß sie eine Stunde länger Feuer und Licht für ihre Verehrer unterhalten muß, welchen sie bekanntlich kalt den Rücken dreht, sobald sie ihren Tribut entrichtet haben. —

Damit verbindet sich ein anderer, eben so lächerlicher als störender Mißstand, welcher wahrscheinlich auch in der langen, weit über die, in dem Zettel ange deuteten, Zeit der Dauer des Stücks, seinen Grund hat, wenn er nicht in einem eigenthümlichen Vergnügen der Damen, Toilette mit Aufsehen zu machen, liegen sollte. Raum ertönt nämlich das Glocklein zum Fallen des Vorhangs, so ist es, als ob Fledermäuse in das Haus geschwirrt wären. Von allen Seiten fliegen Damenhüte, Schleier u. s. w. auf die Köpfe, die Mäntel und Shawls werden eiligst, mit Geräusch und viel Anspruch von Raum, umgenommen, ein wahres Vermummten beginnt; — die Herren links und rechts müssen natürlich behäuflich seyn; die Operngucker, Taschentücher und alle Habseligkeiten werden zusammengerafft, es ist als gälte es: wer zuerst der Thüre draus wäre! — In der Eile fällt ein Tuch, eine Borgnette, ein Handschuh, man bückt sich, stößt, drückt sich, bittet um Entschuldigung; es entsteht ein Geflüster, Rappeln, Rauschen, — man gebietet von vielen Seiten mit Zischen: Stille; man sieht und hört in der Nähe der schönen Aufrührerinnen nicht mehr, die besten Scenen, die schönsten Finales gehen für Viele verloren. Könnte dieser Mißstand nicht abgestellt werden? Könnte man das Fallen des Vorhangs, zu allen diesen geräuschvollen Anstalten zur Flucht, nicht abwarten? — „Nein! es ist schon bald 10 Uhr; die Kutscher fluchen, die Pferde frieren, die Männer brummen, die Kinder schreien, die Hausthüre wird geschlossen — wir saßen auf Kohlen!“ — Da man indessen doch noch nicht von den Kohlen theils weg will, theils weg kann, ehe der Vorhang gefallen ist, auch nicht Alle auf Einmal zum Tempel hinaus können, so dürfte das große Werk der Toilette, mit Hilfe galanter Nachbarn, immer noch rasch und zeitig genug vollendet werden können! —

In der Großherzogl. Gemäldegalerie waren die Portraits Sr. Majestät des Königs Otto von Griechenland

und Höchstseines Adjutanten Miaullis und Mauroichialis von Herrn Maler App. dahier für Sr. Hoh. den Erbgroßherzog gefertigt, aufgestellt. — Der Andrang zu diesen Bildern war so groß, daß alle Säle mit Menschen aller Stände überfüllt waren und erst bei wiederholter Ausstellung nach und nach der interessante Anblick Allen möglich wurde.

Am 30sten dieses Monats traf das junge griechische Königspaar hier ein. Abends wurde „die Stumme von Portici“ bei beleuchtetem Opernhause gegeben. Sr. K. Hoh. der Großherzog erschien nebst der ganzen großherzogl. Familie mit den hohen Gästen. Das überfüllte Haus zeigte nur Freude und Theilnahme strahlende Gesichter, so ehrfurcht- als antheilvolles Hinschauen auf die junge Königin, welche Schönheit, Hoheit, Milde und Geist in ihrer Erscheinung vereint, und gleich hochgesinnt, dem hochgesinnten König mit schöner Begeisterung die Hand reichte, kein schöneres Loos kennend, als für das Glück des Volkes der Griechen mit ihm zu wirken und zu leben. So kam es denn, daß, wie auch die Vorstellung mit alter Pracht und hergebrachtem Glanze imponirend gegeben ward, doch stets aller Augen nur auf die erhabenen Gäste gerichtet waren. Kein, sonst noch so enthusiastisch applaudirtes, Musikstück konnte heute einigen lauten Antheil erwecken, tiefe, ehrfurchtvolle Stille herrschte im Hause, bis am Schlusse sich Alles von dem prächtigen Schauspiel des feuersprühenden Besuvs rasch abwandte und sich erhob, um den Scheidenden in lebhaften Lebehochs die heißesten Wünsche nachzurufen für die ernste, schwere, aber auch höchste Bestimmung: ein von seiner alten Würde gesunkenes Volk in die Reihe edler, hochgebildeter Nationen zurück zu führen und somit der noch nicht erloschenen Glorie heiliger Erinnerungen ehemaligen Glanzes, den neuen, einer glücklichen, ruhmwürdigen Gegenwart zu vereinen. —

Aus Weimar.

Briefauszug.

Im Januar 1837.

Wir haben nunmehr das von Theodor Hell aus dem Französischen übersetzte Drama: „Der Wagen des Emigranten“, was in Dresden und Leipzig eine so überaus günstige Aufnahme und großen Beifall gefunden, nach einer von dem durch mehre gediegene Opern-Compositionen rühmlichst bekannt gewordenen Musikdirector G. G. ausgearbeiteten Uebersetzung gesehen. Auch hier hat das Stück, das freitich in allen Theilen den französischen Ursprung nicht verkünnen kann, beide Male ein volles Haus gemacht, obgleich die Bearbeitung sich fast allzusehr dem französischen Original anschließt und wohl, was insbesondere den letzten Akt betrifft, kürzer gefaßt seyn könnte. Ueber die Darstellung läßt sich nur Belobendes sagen, was wir vorzüglich Engst als Paskal, den wir in einer Rolle dieser Gattung noch nicht sahen, ertheilen müssen. D'Arand und Dem. Loring waren als das Ehepaar Belhomme ebenfalls recht brav, nicht minder jedoch jedes in seiner Weise darin beschäftigte Mitglied.

(Der Beschluß folgt.)